

St. Augustin, 10.09.2000, 125 Jahre SVD

Missionarische Ordensgemeinschaften – weltkirchliche Verantwortung heute

Liebe Schwestern und Mitbrüder der Steyler Missionsgesellschaften,
Meine sehr verehrten Damen und Herren,

als mich der Rektor der Steyler Kommunität in St. Augustin, P. Josef Rieger, vor etlichen Wochen bat, bei diesem Festakt die Ansprache zu halten, habe ich in dem Gedanken, das ist ja noch sehr weit weg, leichtfertig zugesagt.

Leichtfertig – weil sich inzwischen das Generalkapitel der Gesellschaft des Göttlichen Wortes wochenlang mit eben diesem mir gestellten Thema beschäftigt hat.

Leichtfertig – weil mir doch beim Umschauen hier auf dem Steyler Campus vieles in die Augen springt, das schon zu einem guten Teil die Frage beantwortet, die im Thema steckt: eine Fakultät, die mit einem missiologischen Schwerpunkt junge Theologen aus vielen Ländern Europas und anderer Kontinente ausbildet und Laientheologinnen und -theologen aus der Ortskirche eine missionarische Prägung mitgibt; ein „Missionswissenschaftliches Institut“ mit einer imponierenden Forschungsarbeit; ein Sinologisches Institut, die „Monumenta Serica“ und das „China-Zentrum“, die sehr wohl der Tatsache Rechnung tragen, dass China ein Fünftel der Weltbevölkerung ausmacht; ein ethnologisches, das „Anthropos-Institut“ mit internationaler Anerkennung für die darin geleistete Arbeit und auch dieses Museum, in dem wir uns befinden, das mit seiner Dauerausstellung und mit

immer neuen aktuellen Veranstaltungen die Lebens- und Ausdrucksformen fremder „Völker und Kulturen“ zum Anfassen nahe bringt. Es gibt dies ja alles, weil es so dem Gründungsimpuls entspricht, dem Arnold Janssen gefolgt ist, als er von Anfang an die Mitglieder seiner Gründung zum Studium, sagen wir, der „Hilfswissenschaften“ für den missionarischen Auftrag geschickt hat. P. Wilhelm Schmidt, der große Ethnologe, ist nur ein besonders berühmtes Beispiel.

Leichtfertig auch – weil meine Biographie und meine Funktion mich allenfalls zum Generalisten machen, nicht aber zum Fachmann, der mit wissenschaftlichem Scharfsinn dem Thema noch Überraschendes entlocken könnte.

Doch bevor ich weiter auf das Thema eingehe, möchte ich den Steyler Mitbrüdern meinen Dank sagen dafür, dass ich seit neun Jahren Gastrecht und vollen „Familienanschluss“ in der hiesigen Kommunität genießen darf. Ich bekunde meinen Respekt für den profilierten weltkirchlichen Beitrag der Steyler Gemeinschaften und sage meine besten Segenswünsche.

Nun zum Thema, das gewiss nicht im Rahmen eines Vortrags erschöpfend behandelt werden kann. Ich will Ihnen nur sagen, was mir im Zusammenhang mit den einzelnen darin genannten Begriffen besonders wichtig erscheint.

Das aus dem Selbstverständnis der Kirche erneuerte Verständnis von Mission

Wenn von weltkirchlicher Verantwortung heute zu reden ist, heißt das wohl in allem Bleibenden: Da ist etwas anders als früher. Um uns darüber klar zu werden, nehmen wir als Ausgangspunkt ein für Kirche und Orden und für das Verständnis von Mission entscheidendes Ereignis der jüngsten Vergangenheit. Vor 38 Jahren begann in Rom das II. Vatikanische Konzil. Von einem französischen Bischof, der dabei war, wird erzählt, er habe bei der Heimkehr nach der ersten Sitzungsperiode gesagt: „Wir sind katholisch aus Rom zurückgekommen.“⁴¹ Er wollte damit aussprechen, was die meisten Konzilsväter so tief beeindruckt hatte: die so bis dahin nie gemachte Erfahrung einer Begegnung mit der Weltkirche in den Bischöfen der vielen Ortskirchen rund um den Erdball, die Erfahrung der Horizonterweiterung in eine alle Grenzen überschreitende Katholizität. Dem Bischof war bewusst geworden, was denn auch in den wichtigsten Konstitutionen und Dekreten des Konzils ausgesagt wird: Mission ist ein Wesenselement der Kirche überhaupt, ein Auftrag, der sich an die ganze Kirche, jede Ortskirche vor allem und an Bischöfe, Priester und Gläubige richtet. Kirche ohne Mission wäre eine Karikatur, aber keinesfalls Kirche Jesu Christi. Immerhin konnte in der jüngeren Missionsgeschichte der Eindruck entstehen: Mission sei einfach Sache des Papstes und werde sozusagen in Auftragsverwaltung durch die missionierenden Orden wahrgenommen, unterstützt dabei seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von starken Laienbewegungen, Vorläufern der heutigen Päpstlichen Missionswerke. Diese Vorstellung ist falsch, denn alle haben teil an der Sendung, zuallererst die Ortskirche für sich selbst und darüber hinaus für die gesamte Weltkirche. Der im Konzil begonnene Prozess der Klä-

rung und Vertiefung dieses erneuerten Bewusstseins², das sich an den Anfängen in der Urkirche und im ersten Jahrtausend orientiert, ist seither weitergeführt worden in Bischofssynoden, Äußerungen des kirchlichen Lehramtes und in der Arbeit der Theologen.

„Communio“, Gemeinschaft, Einheit ist das Schlüsselwort für das theologische Selbstverständnis der Kirche. *Communio* meint die Teilhabe der Kirche und all ihrer Glieder an der Einheit in Liebe, die Vater, Sohn und Geist untereinander haben und die wiederum die Einheit der Kirche begründet. Die Einheit aller Gläubigen der vielen Ortskirchen, in denen die Universalkirche mit Petrus als Mittelpunkt existiert. *Communio* meint darum auch die Teilhabe aller an der Mission, die immer zuerst Mission Gottes ist, die vom dreifaltigen Gott ausgeht.

Über dieses vertiefte Verständnis von der Verantwortung aller für den Sendungsauftrag hinaus werden noch zwei Aspekte besonders deutlich und ausdrücklich hervorgehoben:

1. Mission richtet sich an den ganzen Menschen, mit Leib und Seele. Nun ist immer schon die Ausbreitung des Evangeliums einhergegangen mit der Sorge um das leibliche Wohl der Menschen, mit der Sorge um die Kranken und Benachteiligten, mit Bemühungen um die Bildung und Erziehung vor allem staatlichen Engagement. Aber dass die Sorge um den ganzen Menschen, dass die Prägung des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens durch das Evangelium, dass die Sorge um Menschenrechte wegen der einmaligen Würde jedes Einzelnen integral zum Missionsauftrag der Kirche gehört, das haben vor allem Paul VI. und Johannes Paul II. immer wieder ausdrücklich betont.³

2. Die Wortverkündigung muss getragen und glaubwürdig werden durch das Lebenszeugnis der Christen. Der Glaube kommt vom Hören, weiß der hl. Paulus, aber wie sol-

len die Menschen hören, wenn niemand die Botschaft bringt (vgl. Röm 10,15). Aber er weiß auch, dass alles Reden ohne das Zeugnis des Lebens und der praktizierten Liebe auf geheimnisvolle Weise unfruchtbar bleibt. Johannes Paul II. drückt das für uns so aus: „Der Mensch unserer Zeit glaubt mehr den Zeugen als den Lehrern, mehr den Erfahrungen als der Lehre, mehr dem Leben und den Taten als den Theorien.“ (RM)

Die veränderte Rolle missionierender Ordensgemeinschaften

Wenn wir sagen dürfen, dass jahrhundertlang bis zum II. Vatikanischen Konzil vor allem die *missionierenden* Ordensgemeinschaften fast die alleinigen Träger der Mission waren, muss das erneuerte Bewusstsein von der Verantwortung jeder Ortskirche und aller ihrer Glieder die Art und Weise verändern, in der die Ordensgemeinschaften ihre Verantwortung wahrnehmen. Ihre Rolle innerhalb der jeweiligen Ortskirche verändert sich. Es war folgerichtig, dass bald nach dem Konzil im Jahre 1969 das „*ius commissionis*“ aufgehoben wurde. Ein kirchliches Recht, wonach ein bestimmtes Missionsgebiet einer Ordensgemeinschaft anvertraut wurde, die dann für die Verkündigung des Evangeliums und für den Aufbau kirchlicher und sozialer Strukturen verantwortlich war. Nun sind junge selbstständige Ortskirchen die Träger der Evangelisierung, in denen die Ordensgemeinschaften nach entsprechenden Abmachungen mit dem jeweiligen Bischof ihren Dienst tun. Ein inzwischen weitgehend gelungener, aber seinerzeit nicht leichter und nicht selten schmerzhafter Prozess. Immerhin waren die jungen Ortskirchen, wie das kirchliche Leben weltweit, noch stark europäisch, eurozentrisch geprägt. Ein wichtiger Schritt in die Richtung größerer Selbstständigkeit und eigener Prägung auf

dem Hintergrund der verschiedenen Traditionen und Kulturen brachte die Bischofssynode von 1974. Auf ihr gaben erstmals die Bischöfe aus der Dritten Welt den Ton an. Kardinal Höffner sprach nachher nicht zu Unrecht von einer „Lektion der Demut“ für die westlich-europäische Kirche, auch für die Missionsorden, die sich noch mehrheitlich aus westlichen Ländern rekrutierten.

Was so für viele schmerzlich war, sollte sich bald als Segen erweisen. Als die indonesische Regierung von 1978 an wie auch schon Indien keine neuen Aufenthaltsgenehmigungen für ausländische Missionare mehr erteilte, empfanden dies – wie Pater Kirchberger kürzlich berichtete – auch die Steyler Missionare zunächst als Schock. Aber „Indonesien besann sich auf die eigenen Kräfte und Möglichkeiten, die Zahl der Priesterberufe stieg sehr stark an. In dem Seminar in Ledaleiro auf Flores waren bis dahin weniger als 200 Kandidaten. Heute, über 20 Jahre später, sind es mehr als 800. Ein weiteres Seminar musste eröffnet werden. Ende der 70er Jahre waren in Ledaleiro mehr als die Hälfte der Professoren Weiße, heute sind nur noch drei Ausländer unter mehr als 40 Professoren.“

Was weiter berichtet wird, zeigt, dass der Anruf Gottes in den Ereignissen, dass die „Zeichen der Zeit“ verstanden wurden: Die indonesischen Steyler Missionare haben nicht nur neue Aufgaben in Indonesien selber übernommen, sondern arbeiten heute in fast allen Ländern, in denen Steyler Missionare Arbeitsgebiete haben, einschließlich Europa und auch schon in den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion. Da liegt die Frage nahe, wenn sich die Lage so gut entwickelt hat, warum bleiben dann noch Europäer in Indonesien? Welchen Sinn hat es, dass Deutsche dort in einer fremden Umwelt tätig bleiben und andererseits Indonesier nach Deutschland kommen, in eine ihnen fremde Umgebung mit einer fremden schwierigen Sprache? Sollte nicht jeder lieber in seinem eigenen Land bleiben? Warum gehen Indonesier aus

einem mehrheitlich islamischen Land als Priester nach Brasilien mit einer Bevölkerung, die zu 80 % katholisch ist? Warum bleiben sie nicht besser im eigenen Land?

Jede Ortskirche, die mit der Kultur, der Denkweise und Lebensanschauung ihres Landes verwächst, braucht auch immer den Austausch mit den Ortskirchen anderer Eigenprägung. Keine Kirche, wo auch immer sie lebt, darf sich abschließen. Sie muss in lebendigem Kontakt bleiben mit den anderen in der Weltkirche, damit sie Anregungen und Korrekturen erhält und weitergeben kann, damit Kirchen sich gegenseitig im Glauben stärken und bereichern. Mitglieder weltweit tätiger Missionsorden sind ein Teil, vielleicht ein wichtiger Teil dieses Austauschs, und deshalb arbeiten sie, soweit es möglich ist, in Gruppen zusammen, die aus mehreren Nationen zusammengesetzt sind, und tragen so zur gegenseitigen Befruchtung unter den Ortskirchen bei in vielen Teilen der Welt, damit das Evangelium seine Kraft überall entfalten kann. Soweit der Bericht.⁴

Folgerichtig heißt es in einem neueren Dokument, in dem die Orden selbst ihre Aufgabe beschreiben: „In den meist international strukturierten missionierenden Ordensgemeinschaften ist die Länder übergreifende Zusammenarbeit von einheimischen und ausländischen Missionskräften eine wichtige Voraussetzung für den interkulturellen Dialog und für die je neu zu leistende ‚Inkulturation‘ des Glaubens. Durch den engen Bezug von deutschen und einheimischen Ordensmitgliedern leisten die missionierenden Ordensgemeinschaften auch für die deutsche Ortskirche einen wichtigen Beitrag: Sie vermitteln durch den Austausch ... und durch die Erfahrungen ihrer nach Jahren des Missionseinsatzes in die Heimat zurückkehrenden deutschen Mitglieder wesentliche Impulse aus den Teilkirchen anderer Kontinente und tragen damit bei zur Evangelisierung unseres eigenen Landes, zur Schaffung eines gesamtmissionarischen Klimas, zur Of-

fenheit gegenüber Fremden, Migranten und Asylbewerbern (*ein hochaktueller Aspekt!, d. Vf.*), aber auch zum Austausch pastoraler Anregungen z. B. im Blick auf die Taufpraxis und den Katechumenat, die Gemeindeleitung und die Gestaltung liturgischer Feiern“.⁵

Freilich ist festzuhalten, dass die jungen Kirchen nicht so unabhängig sind, dass sie unserer Hilfe nicht mehr bedürften. In recht verstandener *Communio* ist überhaupt keine Kirche unabhängig. So ist ein Einsatz ausländischer Priester auch bei uns grundsätzlich keine Notlösung, sondern sollte als Bereicherung erfahren werden, wenn diese Priester in rechter Weise für eine solche Aufgabe vorbereitet und eingeführt sind.⁶

So hat die notwendige strukturelle Entwicklung in den jungen Ortskirchen – wenn auch nicht ohne Geburtswehen – ihren Weg gefunden.

So weit, so ziemlich gut.

Krise der „Mission“ in den letzten dreißig Jahren

Die bisherige Darstellung darf eines nicht überdecken: Bald nach dem Konzil ist im Rückblick auf wirkliche oder aus unhistorischer Betrachtungsweise vermeintliche Fehlleistungen in der Mission der Kirche der Begriff Mission überhaupt in Misskredit geraten. Zusätzlich ist es mit der Entwicklung des vom Konzil geforderten und geförderten interreligiösen Dialogs mit den nichtchristlichen Religionen zu Bewertungen und Konzepten gekommen, die zu einerseits klärenden, andererseits auch lähmenden Auseinandersetzungen über Mission geführt haben. Im Rahmen des Vortrags kann ich das eher nur vereinfachend andeuten als ausführlich darlegen. So hieß es, eigentliche Aufgabe der Mission sei es doch, die Muslime zu besseren Muslimen und die Buddhisten zu besseren Buddhisten zu machen (H. Halbfuß). Und es


haben sich pluralistische Religionstheorien entwickelt, in denen im Bemühen um einen gemeinsamen Nenner mit anderen Religionen die Vorstellungen dieser verschiedenen Religionen eher als gleich gültig angesehen wurden. Die Bedeutung des Trinitätsglaubens und Jesu Christi als des einzigen Mittlers des Heiles und das katholische Selbstverständnis von Wesen und Sendung der Kirche, wie sie noch vom Konzil definiert wurden, traten dabei oft in den Hintergrund.

Unabhängig von Stellungnahmen des kirchlichen Lehramtes wie der jüngsten Erklärung der Glaubenskongregation, die an die wichtigsten Aussagen des Konzils erinnert, gibt es positive Ansätze aus der Theologie selbst. Ich erwähne das Buch von Gisbert Greshake „Der dreieine Gott“, in dem sich ein umfangreiches Kapitel darzulegen bemüht, wie gerade der Glaube an den dreieinigen Gott eine Brücke und ein Zugang zum Dialog mit den verschiedenen Weltreligionen sein könnte. Der Autor vertritt und begründet die These: „Für das Verhältnis der Religionen untereinander und ihren Dialog bieten sich christlicher Trinitätsglaube und christliche Trinitätstheologie als eine Basistheorie an.“⁴⁷ Ein Ansatz übrigens, der meines Erachtens in der von Steylern betriebenen Missions- und Religionswissenschaft besondere Aufmerksamkeit verdient, angesichts der vom Trinitätsglauben stark geprägten Spiritualität des Stifters. Ein Buch des Essener Theologen Gerd Neuhaus trägt den provozierenden Titel „Kein Weltfrieden ohne christlichen Absolutheitsanspruch?“⁴⁸. Wer sich die Mühe macht, das Buch zu lesen, mag es überraschend plausibel finden. Mir ist es jedenfalls bei der Lektüre so ergangen.

Ein neuer Aufbruch?

Aber auch auf anderer Ebene ist zu vermerken, dass die Begriffe Mission und Evangelisation wieder stärker positiv besetzt werden. Es ist fast, als sei den Verantwortlichen die

veränderte religiös-pastorale Situation im wiedervereinigten Deutschland in die Knochen gefahren: „Deutschland Missionsland“ – eine Feststellung, die Alfred Delp 1942 erstmals in Fulda bei einer Tagung für die Männerseelsorge gebraucht hat und die seit dem Mainzer Katholikentag von 1948 immer wieder einmal aufgetaucht ist, wird als gültige Diagnose heute allgemein angenommen. Sozusagen in ökumenischer Eintracht bestätigen dies Tagungen, Veröffentlichungen und Diskussionsprozesse. So hat die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) im vergangenen Jahr als Schwerpunkt das Thema gewählt: „Reden von Gott in der Welt – der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend“⁴⁹. Fast gleichzeitig im November 1999 trafen sich katholische Bischöfe, Pastoraltheologen und Sozialwissenschaftler zu einem Kolloquium über das Thema „Wiedervereinigte Seelsorge“⁵⁰. Die Ergebnisse der Tagung waren ein wichtiges Element in der Vorbereitung eines Textes der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz mit dem Titel „Zeit zur Aussaat – missionarisch Kirche sein“⁵¹. Seit einigen Jahren schon hatte die Kommission für weltkirchliche Aufgaben der Bischofskonferenz eine Initiative ergriffen. Anstoß waren verschiedene Phänomene einer veränderten Welt: die Globalisierung – ein für alle Menschen unumkehrbarer Prozess voller Chancen und Risiken für Politik und Wirtschaft, insbesondere für die Entwicklungszusammenarbeit mit den ärmsten Ländern; große und vielfältige Migrationsströme und entsprechend viele Begegnungen der Religionen und Kulturen untereinander; die schon erwähnten pluralistischen Religionstheorien und schließlich die Vielzahl von Akteuren, die sich aus unterschiedlichsten Motiven der Not der Menschen weltweit annehmen. Die gemeinsam mit Vertretern der Missionsorden, aller überdiözesanen weltkirchlichen Einrichtungen, besonders der weltkirchlichen Hilfswerke, angestellten Überlegungen gingen von der Einsicht aus:



Wir müssen „unsererseits über die besonderen theologischen Grundlagen und Motive unseres Engagements nachdenken und bereitwillig Rechenschaft geben von der Hoffnung, die uns erfüllt“ (vgl. 1 Petr 3,15)¹². Alle genannten Gesprächsprozesse und Veröffentlichungen haben zwei wichtige Aspekte gemeinsam:

1. Sie verharren nicht im Lamento über das, was eine realistische Betrachtung der gegenwärtigen Lage in Kirche und Gesellschaft zutage fördert. So gibt es keine Scheu, die Situation z. B. in Ostdeutschland nach 40 bis 50 Jahren atheistischer Propaganda als „kirchlich-pastoralen Super-GAU“ zu beschreiben. Aber sie nehmen die gegebene Situation als Aufgabe und Herausforderung an, nach dem geistlichen Grundaxiom: „Was nicht angenommen wird, kann auch nicht verwandelt (kann nicht geheilt) werden. Die ‚Zustimmung‘ zu dem, was Gott hier und jetzt zu tragen und zu ertragen auferlegt, das ist die größte Tat, die ein Mensch zu leisten hat.“¹³ Der Entschluss, weniger von Problemen als von Herausforderungen zu reden, entspricht der Einsicht, dass Sprache die Wirklichkeit und das Verhalten der Menschen nachhaltig mitprägt.

2. Dies ist das Entscheidende: Die Botschaft des Evangeliums, die vorbehaltlos liebende Zuwendung Gottes in Jesus Christus zu allen Menschen, das Evangelium vom Reich Gottes – „das zugleich das Evangelium vom Leben, von Freiheit, Gerechtigkeit und Versöhnung ist“¹⁴ – ist für die Menschheit lebens- und überlebenswichtig. Das Evangelium ist ein Reichtum, der den Menschen nicht vorenthalten werden darf; denn „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde“ (1 Kor 9,16). Die Bedeutung und der Reichtum der Botschaft für Welt und Menschen dürfen die Kirche und ihre Glieder mit Selbstbewusstsein erfüllen. Dass der Reichtum ein ungeschuldetes Geschenk, Gnade ist, macht das Selbstbewusstsein demütig vor

Gott und in der Begegnung mit den Menschen und im Dialog mit anderen Religionen – gesellt dem Selbstbewusstsein Offenheit und Respekt zu.

Ich darf von einem für mich wichtigen Erlebnis erzählen: Es war vor etwa 20 Jahren, ich war noch im Schuldienst, unterrichtete eine neunte Klasse – also 14- bis 15-Jährige. Die Klasse hatte etwas angestellt, das ich meinte nicht durchgehen lassen zu dürfen. Ich stauchte sie zusammen und sagte: „Da wollt Ihr immer für erwachsen gehalten werden und benehmt Euch wie Kindsköpfe.“ Ein Mädchen stand auf und sagte: „Herr Pater, wir wollen nicht für erwachsen gehalten, wir wollen ernst genommen werden.“ Ich habe damals sehr geschluckt und eingesehen, dass das wichtiger war als vieles, was ich an der Universität oder im Studienseminar fürs Lehrender gelernt hatte.

Ich werde auch daran erinnert durch die Weise, in der der Papst den zwei Millionen jungen Menschen beim Weltjugendtreffen in Rom begegnet ist. Er erschließt ihnen die „Worte des ewigen Lebens“ (Joh 6,68), er macht keine Abstriche, redet ihnen nicht nach dem Mund, verkürzt keine Forderung des Evangeliums, aber er vertraut dieser Jugend, er traut dieser Jugend etwas zu und fordert sie. Und immer ist es die überzeugende Einheit von Mystik und Politik, die sein Leben und seine Verkündigung zum glaubwürdigen Zeugnis macht. Eine deutsche Studentin bringt das Phänomen meines Erachtens auf den Punkt. Ein Journalist fragt sie: „Was treibt Sie zu diesem alten, kranken Mann hier nach Rom?“ Die knappe Antwort: „Der nimmt uns ernst.“ Hier ist offensichtlich „Die vaterlose Gesellschaft“ (A. Mitscherlich) auf ihrer Suche wieder fündig geworden. Sie demonstriert, was sie von den Eltern und den Älteren erwartet.

Papst und Jugend – mir scheint, da wird auf charismatische Weise modellhaft vorgelebt und geübt, was gemeint ist, wenn der Text der Pastoralkommission davon spricht, dass

Christen „auskunftsfähig“ werden müssen über das, was ihren Glauben und ihr Leben trägt.

Die Leiterin der „Christlich-Islamischen Begegnung-Dokumentationsstelle“ in Frankfurt erzählte mir von wohlmeinenden, aber irritierten Muslimen, die Christen auf ihre Religion und ihren Glauben angesprochen hatten. In der Regel hätten die Angesprochenen dann über Papst und Kirche geklagt. – Ein Vorstandsmitglied des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend liefert während des Weltjugendtreffens in Rom das Zitat der Woche¹⁵: „Wenn man so viel weltweite Begeisterung für den Papst erlebt, da kommt man schon ins Grübeln, ob wir in Deutschland nicht doch zu viel über Strukturen nachdenken.“ – Das heißt uns hoffen. Kein Zweifel, dass in den eben beschriebenen Neuaufbrüchen die missionierenden Ordensgemeinschaften innerhalb unserer Ortskirche in besonderer Weise herausgefordert sind.

Leben in geistlicher Gemeinschaft heute

Ein Begriff in der Überschrift des Vortrages hat bisher nur beiläufig Aufmerksamkeit gefunden: Orden oder Ordensgemeinschaften. Wir haben von der Entfaltung eines umfassenden Verständnisses von Mission und immer häufiger von Evangelisierung gesprochen, von der veränderten Rolle missionierender Ordensgemeinschaften gegenüber einer Zeit, in der sie fast die einzigen Träger von Mission waren. Wir haben von hoffnungsvollen Aufbrüchen auch in unserer Ortskirche gesprochen, die spät, aber doch endlich Evangelii nuntiandi für eine missionarische Pastoral im „Missionsland Deutschland“ entdeckt hat.

Aber wie steht es um die Missionsorden, die Ordensgemeinschaften überhaupt?¹⁶
Die Erwartungen an sie sind ja hoch. Wir ken-

nen die großen Wörter: Kirche als „Kontrastgesellschaft“ und die Orden erst recht (N. Lohfink). „Schocktherapie des Heiligen Geistes“ für Kirche und Welt (J. B. Metz).

Auch wenn man es weniger dramatisch ausdrücken will – vom Selbstverständnis der Orden her, wie es auch im Zuge des Konzils und der Zeit danach für heute neu formuliert worden ist, ist der Anspruch hoch genug. Wohl nie zuvor in der Kirchengeschichte wurde so gründlich darüber reflektiert und wurden eindrucksvollere Beschreibungen gegeben als in den letzten 30/40 Jahren. Und dennoch befindet sich diese Lebensform in Mitteleuropa in der größten Krise seit 200 Jahren. Nun wissen wir, dass Krise nicht gleichbedeutend ist mit Katastrophe. Krise ist Übergang und Entscheidungszeit. Wir wissen schließlich auch, wie Kirche und Ordensleben im 19. Jahrhundert eine neue Blütezeit erlebt haben. Die Gründungen von Pater Arnold Janssen gehören zu den Früchten. Was aber heute allein schon vielen die Krise als Katastrophe erscheinen lässt, ist der Mangel an Nachwuchs oder dessen völliges Ausbleiben. Über die Gründe ist viel nachgedacht worden. Viele dieser Gründe seien gesellschaftlicher Natur und entzögen sich weitgehend unserem Einfluss.

Es mangelt nicht an Strategien zur Berufswerbung, an Anstrengungen in der Pastoral für geistliche Berufe der Kirche. Eine Änderung ist noch nicht in Sicht. Die Entwicklung war in den frühen 70er Jahren schon erkennbar. So schien es selbstverständlich, dass sich die Vereinigungen der Ordensobern hier und in Rom bei ihren Versammlungen Gedanken machten, Mittel und Wege suchten, der Entwicklung entgegenzuwirken. Den Stein der Weisen hat bis heute keiner gefunden, oder vielleicht doch? Ein spanischer Generaloberer sagte mir in einer Pause während einer solchen Sitzung, nachdem wir uns die Köpfe heißgeredet hatten: „Padre, la vita nasce la vita.“ Nur das Leben bringt Leben hervor. Will sagen, Hoffnung ist nur

da, wo in brüderlicher, geschwisterlicher Gemeinschaft radikale Nachfolge Jesu gelebt wird, die gleiche Nachfolge, zu der jeder getaufte Christ berufen ist, die in geistlicher Gemeinschaft aber von einer Gruppe bezeugt wird¹⁷. Niemand kann schnell wirkende Rezepte anbieten. Aber es gibt bei vielen Fachleuten eine gewisse Übereinstimmung in Grundbedingungen, die – wenn sie gegeben sind – erlauben, die Zukunft gelassen Gott und dem Wirken seines Geistes anheim zu geben. Und soweit es unser Teil ist, gilt auch dieser Situation gegenüber das schon erwähnte Grundaxiom: Was nicht angenommen wird, kann nicht verändert, kann nicht geheilt werden. Hier noch einmal in dem Vertrauen auf einen Gott, der „aus Steinen Kinder Abrahams“ erwecken kann und den wir als den Herrn der Ernte bitten sollen, dass er Arbeiter in seine Ernte sende (vgl. Mt 9,37f.).

Die Kirche ist stets zur Erneuerung, zur Bekehrung aufgerufen: *Ecclesia semper reformanda* heißt die Formel. Für Ordensgemeinschaften als Kirche im Kleinen gilt dies erst recht. Aber „es ist allzu menschlich, erst dann über notwendige Änderungen nachzudenken und sich schließlich dazu aufzuraffen, wenn der Leidensdruck bedrohliche Ausmaße angenommen hat.“¹⁸

Dabei darf sich aber nach übereinstimmender Überzeugung Erneuerung nicht auf das Überleben einer Gemeinschaft fixieren. Leben nach den evangelischen Räten in der Nachfolge Jesu ist konstitutiv für die Kirche und ist somit in die Bestandsgarantie eingeschlossen: Auch diese Lebensform werden die „Mächte der Unterwelt nicht überwältigen“ (Mt 16,18). Wie uns die Kirchengeschichte lehrt, gilt dies aber nicht ohne weiteres für eine einzelne Ordensgemeinschaft. Orden sind gekommen und gegangen. So ist nüchtern festzustellen. Dabei geht es aktuell bei vielen Missionsordensgemeinschaften weniger um die Frage des Überlebens als um eine Verlagerung des Schwergewichts. Dafür gibt es deutliche Zeichen: Die Steyler Missio-

nare haben erstmals einen Generaloberen gewählt, der nicht aus den nordatlantischen Ländern kommt. In meiner eigenen Ordensgemeinschaft gibt es in der Vorbereitungskommission für das Generalkapitel im nächsten Jahr aus Europa nur einen polnischen Mitbruder. Die anderen kommen aus Lateinamerika, Madagaskar oder Indonesien.

Maßstab immerwährender Erneuerung

Nicht auf das schiere Überleben also darf sich die immer fällige Erneuerung des Ordenslebens richten, worauf aber dann?

Wenn wir die Urform geistlicher Gemeinschaft in der Jüngergemeinde in der Nachfolge Jesu sehen müssen, müssen auch in der Struktur der Jüngerberufungen die Elemente zu finden sein, in denen jede Erneuerung ihre Bezugspunkte hat. Schon im Alten Testament war Berufung in die Nähe Gottes immer zugleich auch Sendung zu den Menschen (vgl. Ex 3; Jes 6; Jer 1). Und Jesus ruft die Jünger in seine Nähe, dass sie bei ihm seien, und sendet sie mit seiner Botschaft zu den Menschen (vgl. z. B. Mk 3,13ff.). In die Nähe, in die Freundschaft Jesu gerufen sein (1), in die brüderlich-schwesterliche Jüngergemeinde (2) und die Sendung als Teilhabe an der Sendung Jesu zum Dienst am Heil der Menschen (3): dies also sind die drei Elemente, an denen sich Erneuerung des Ordenslebens immer wieder orientieren muss. Es darf heute keine Alternative mehr geben: kontemplativ oder aktiv, allenfalls Akzentsetzungen; Spiritualität, vielleicht noch missverstanden als ein Paket geistlicher Übungen, einerseits oder die verschiedenen Aufgaben und Dienste andererseits. Kein Element darf gegen ein anderes ausgespielt, keines für ein anderes verzweckt werden. Die Integration der Elemente erst im inneren Bezug aufeinander kann die Fülle des Jüngerseins in einer und als einer geistlichen Gemeinschaft heute glaubwürdig bezeugen.¹⁹

Dies immer vor Augen kann eine getrennte Betrachtung der drei Elemente nur methodisch erlaubt sein. So haben wir hier verständlicherweise dem Anlass entsprechend dem missionarischen Dienst der Kirche und ihrer geistlichen Gemeinschaften schon besondere Aufmerksamkeit geschenkt, ohne diesem den Vorrang vor den anderen Elementen einzuräumen.

Leben in Gemeinschaft

„Das ‚brüderliche und schwesterliche Leben in Gemeinschaft‘ gilt heute als wesentliches Element des Ordenslebens, das ganz besondere Aufmerksamkeit verdient, (wie es im) Titel eines ausführlichen Schreibens der römischen Kongregation für die ‚Institute des geweihten Lebens‘ (lautet)“.²⁰ In diesem Text wird ein Wort Johannes Pauls II. zitiert, wonach „die ganze Fruchtbarkeit des Ordenslebens von der Qualität des brüderlichen Lebens in Gemeinschaft abhängig ist“. Und wenig später betont das Dokument: „Das brüderliche Leben ist genauso wichtig wie die apostolische Tätigkeit.“ Die unvermeidliche Spannung zwischen Gemeinschaftsleben und apostolischem Einsatz muss im Alltag ausgehalten und fruchtbar gemacht werden. Der „kasernierte Einsiedler“ ist nach einem Wort von Karl Rahner eine Karikatur des Ordenslebens. Und so ist die Tendenz, die apostolischen Aufgaben stärker als das Leben in Gemeinschaft zu betonen, eine Einseitigkeit, die den Reichtum des Lebens in geistlicher Gemeinschaft immer mehr verarmen lässt. „Die Spannung von ‚vorgegebener‘ und ‚aufgegebenener‘ Gemeinschaft ist grundsätzlich nicht auflösbar, sondern muss gelebt werden. Das kann aber immer nur annähernd gelingen, und dies ist das deutlichste Zeichen dafür, dass wir miteinander immer den ‚Pilgerweg des Glaubens‘ gehen. Die Einsicht, dass es ‚die ideale‘ Gemeinschaft nicht geben kann, ist die größte Herausforderung, aber auch die einzigartige Chance für die mensch-

liche und geistliche Reifung eines jeden, der sich sein Leben lang an eine Gemeinschaft bindet. Dies gilt selbstverständlich nicht nur für Ordenschristen.

Wenigstens ein Beispiel für die hier beschriebene Spannung: Schweigen und Stille sind nicht nur wesentliche Elemente im ‚kontemplativen‘ Ordensleben, sondern auch unabdingbare Voraussetzung für ein fruchtbares Apostolat.“²¹

Spiritualität missionierender Gemeinschaften

Die besondere Form, in der die Nähe des in Liebe berufenden Gottes von einer Gemeinschaft und den Einzelnen in ihr gelebt und gefeiert wird, ist die Spiritualität im engeren Sinne. Sie ist last not least hier als drittes Element viel mehr als nur „eine Art Anhängsel an die Dienste oder (nur) die Quelle der moralischen Befähigung für dieselben.“²² Trotzdem gilt, dass „missionarischer oder caritativer Einsatz (...) in einer flachen Leistungsmentalität versickert, wenn er nicht aus der Tiefe der Kontemplation kommt und in diese einmündet“,²³ auch wenn „eine andere ‚Öffnung zur Welt‘ als der Dialog und die unmittelbar gelebte ‚Mitmenschlichkeit‘ mit ihren praktischen Zielen und registrierbaren Erfolgen ... den meisten kaum noch verständlich zu sein (scheint)“, wie U. v. Balthasar schrieb und die Frage stellte: „Aber hat die große kontemplative Tradition, dort wo sie ganz christlich und evangelisch war, nicht aus einer viel tieferen Einsicht gelebt: dass alle mitmenschliche Aktion zuletzt an die gleiche Grenze prallt, an die Jesus in seinem aktiven Leben stieß, und dass der immer höher sich türmende Widerstand der Welt nur überwunden werden kann durch eine Raffung der ganzen Existenz zu einer einzigen Hingabe an Gott, der, zugunsten der Brüder, für seinen Welterlösungsplan restlos über sie verfügen kann? Passion und Kontemplation – beide gehören eng zusammen – wären dann

die innere Fortsetzung der Aktion und in der Menschwerdung Gottes nicht nur ihr von den Menschen erzwungenes Ende, sondern ihr von Gott her immer schon geplantes, von Jesus durch alles Wirken immer schon frei bejahtes Ziel. Denn in ihm hat sich Gott nicht für ein paar Dialoge und Aktionen unter die Menschen begeben, sondern als die absolute Liebe eucharistisch grenzenlos verschwendet, und die Hingabe ‚bis ans Ende‘ – in Kreuz und Gottverlassenheit und Gang durch die Hölle – hat den Widerstand der Welt auf sich genommen, von innen her aufgelöst und in den Abgrund versenkt. Fruchtbar wird alles Geformte, Gesprochene und Getane erst vom letzten, formlosen Ja des Sohnes zum Vater her, worin schon die Menschheit sich vollzog (Hebr 10,7), das auch der Inhalt der Dreißig verborgenen Jahre, der Vierzig Tage in der Wüste, der vielen im Gebet durchwachten Nächte und des letzten Ringens in Gethsemane war.⁴²⁴

Die unbedingte Absichtslosigkeit und Zweckfreiheit, in der Gott gefeiert wird – und darum geht es im geistlichen Tun des Einzelnen und der Gemeinschaft zentral –, findet sich in einer Legende über die Anfänge des Christentums in Russland erzählt. Demnach hätten sich dem Fürsten Wladimir von Kiew, der auf der Suche nach der rechten Religion für sein Volk war, der Reihe nach aus Bulgarien kommende „Vertreter des Islam, Vertreter des Judentums und Abgesandte des Papstes aus Deutschland vorgestellt, die jeweils ihren Glauben als den rechten und besten anboten. Der Fürst sei aber bei all diesen Angeboten unbefriedigt geblieben. Der Entscheid sei gefallen, als seine Gesandten von einem feierlichen Gottesdienst zurückkehrten, an dem sie in der Sophienkirche zu Konstantinopel teilgenommen hatten. Voller Begeisterung hätten sie dem Fürsten berichtet: ‚Und wir kamen zu den Griechen und wurden dorthin geführt, wo sie ihrem Gott dienen... Wir wissen nicht, ob wir im Himmel oder auf der Erde gewesen sind... Wir haben erfahren, dass Gott dort unter den Men-

schen weilt...“⁴²⁵ Man kann in jedem Handbuch der Kirchengeschichte nachlesen, dass die Christianisierung Russlands ein viel komplizierterer Prozess war, als es die Legende darstellt. „Und doch hat die Legende ihre eigene Wahrheit.“ Sie sagt uns sehr Konkretes über die innere Zuordnung von Gottesdienst und Mission ohne Verzweckung. „Denn die byzantinische Liturgie, die die fremden Besucher und Gottsucher in den Himmel versetzte, war von sich aus nicht missionarisch. Sie war nicht werbende Interpretation des Glaubens nach außen ... sie war ganz und gar im Inneren des Glaubens angesiedelt ... Sie war und ist nicht darauf angelegt, andere zu indoktrinieren oder sich ihnen als gefällig und unterhaltsam zu erweisen. Was an ihr beeindruckend konnte, war gerade ihre reine Absichtslosigkeit, dass sie für Gott und nicht für Zuschauer begangen wurde; dass ihr einziges Bestreben war, ...: Gott zu gefallen.“⁴²⁶ Dies gilt bis heute vom Zentrum allen geistlichen Tuns, der Feier der Eucharistie. Wir können hier den Kreis wieder schließen zu unseren Überlegungen über den missionarischen Dienst und die weltkirchliche Verantwortung missionarischer Gemeinschaften heute. Kardinal Ratzinger fragt in einem Vortrag über „Eucharistie und Mission“, in welchem Sinne man die Eucharistie als Ursprung der Mission bezeichnen könne. Ich zitiere ihn und lasse ihm das Schlusswort: „Man kann es ... nicht in dem Sinn, als ob Eucharistie eine Art Werbeaktion sei ... Damit Mission mehr sei als Propaganda für bestimmte Ideen oder Werbung für eine bestimmte Gemeinschaft – damit sie von Gott her kommt und zu ihm führt, muss sie aus einer größeren Tiefe als der aktiven Planens und davon geformter Handlungsstrategien kommen. Sie muss einen Ursprung haben, der höher und tiefer liegt als Werbung und Überredung. ‚Nicht das Werk von Überredung, sondern etwas wirklich Großes ist das Christentum‘, sagt Ignatius von Antiochien einmal sehr schön (Röm 3,3). Die Art und Weise, wie Therese von Lisieux Patronin der

Mission ist, kann uns verstehen helfen, wie das gemeint ist. Therese hat nie ein Missionsland betreten, nie unmittelbar missionarische Aktivitäten ausüben können. Aber sie hat begriffen, dass die Kirche ein Herz hat, und sie hat begriffen, dass dieses Herz die Liebe ist. Sie hat begriffen, dass die Apostel nicht mehr verkünden, die Martyrer nicht mehr ihr Blut vergießen können, wenn dieses Herz nicht mehr brennt. Sie hat begriffen, dass die Liebe alles ist, dass sie die Zeiten und die Räume übergreift. Und sie hat verstanden, dass sie selber, die kleine Nonne, hinter den Gittern eines Karmel in einer Stadt der französischen Provinz überall anwesend sein konnte, weil sie als Liebende mit Christus in der Mitte der Kirche war. Liegt die Ermüdung der Mission ... nicht gerade daran, dass wir nur noch an die äußeren Vollzüge gedacht, aber fast vergessen hatten, dass all dieses Handeln ständig aus einer tieferen Mitte gespeist werden muss? Diese Mitte, die Therese einfach ‚Herz‘ und ‚Liebe‘ nennt, ist die Eucharistie. Denn sie ist nicht nur die immerwährende Gegenwart der gottmenschlichen Liebe Jesu Christi, die immer der Ursprung der Kirche ist, ohne den sie versinken, von den Pforten des Todes überwältigt werden müsste. Sie ist als Gegenwart der gottmenschlichen Liebe Christi immerfort auch der Übergang vom Menschen Jesus zu den Menschen, die seine ‚Glieder‘, die selbst Eucharistie und damit selbst ‚Herz‘ und ‚Liebe‘ für die Kirche werden. Wie Therese sagt: Wenn dieses Herz nicht schlägt, dann können die Apostel nicht mehr verkündigen, die Schwestern nicht mehr trösten und heilen, die Laien nicht mehr Welt auf das Reich Gottes zuführen. Das Herz muss Herz bleiben, damit die anderen Organe von ihm her recht dienen können. Gerade dann, wenn die Eucharistie ... im Innenraum ehrfürchtigen Glaubens ohne andere Absichten als die, Gott zu gefallen, recht gefeiert wird, entspringt aus ihr Glaube: jener Glaube, der dynamischer Ursprungsort von Mission ist, in der die Welt zur lebendigen

Opfergabe wird – zur heiligen Stadt, in der es dann keinen Tempel mehr gibt, weil Gott, der Allherrscher selbst ihr Tempel ist und das Lamm. ‚Und weder Sonne noch Mond braucht es dort, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm‘ (Apk 21,22f.).⁴²⁷

P. Gerhard Mockenhaupt MSF
 Sekretär der Kommission für weltkirchliche Aufgaben (X) der
 Deutschen Bischofskonferenz
 Zentralstelle Weltkirche,
 Postfach 29 62
 D-53019 Bonn

Der Duktus der Ansprache, die sich an eine Versammlung von Mitgliedern, Mitarbeitern, Freunden und Förderern der Steyler Missionsgesellschaften richtete, ist beibehalten.

¹ A. Rétif, *Le prêtre et la mission*, Lyon 1964.

² *Lumen gentium* (LG), *Gaudium et spes* (GS), *Ad gentes* (AG), *Christus Dominus* (CD), *Presbyterorum ordinis* (PO), *Perfectae caritatis* (PC).

³ bes.: *Evangelii nuntiandi* (EN), Apostolisches Schreiben Papst Pauls VI. an den Episkopat, den Klerus und alle Gläubigen der Katholischen Kirche über die Evangelisierung in der Welt von heute, 8. Dezember 1975, u. *Redemptoris missio* (RM), Enzyklika Papst Johannes Pauls II. über die fortdauernde Gültigkeit des missionarischen Auftrages, 7. Dezember 1990.

⁴ vgl. Steyl aktuell, 01.06.2000

⁵ *Die eine Sendung und die vielen Dienste*. 6. April 2000. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz: *Die deutschen Bischöfe* 65, S. 20f.


⁶ vgl. J. Kerkhofs, *Situationsanalyse der Kirchen, die nicht zum nordatlantischen Raum gehören*, in: *ZMR* 1972, S. 167.

⁷ Freiburg i. Br., 2. Auflage 1997, S. 505.

⁸ Freiburg i. Br. 2000.

⁹ Texte erhältlich beim Kirchenamt der EKD, Postfach 21 02 20, 30402 Hannover.

¹⁰ J. Wanke (Hg.), *Wiedervereinigte Seelsorge*, Leipzig 2000.

- 
- ¹¹ Der Text wurde von der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz beraten, soll vom Ständigen Rat Ende November 2000 beschlossen und dann in der Reihe „Die deutschen Bischöfe“ veröffentlicht werden.
- ¹² Die eine Sendung, S. 7.
- ¹³ Wanke, S. 121.
- ¹⁴ Die eine Sendung, S. 8.
- ¹⁵ Informationsdienst der Katholischen Nachrichten-Agentur, 23. August 2000.
- ¹⁶ vgl. dazu Beschluss „Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften. Auftrag und pastorale Dienste heute“ der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Offizielle Gesamtausgabe, Freiburg i. Br. 1976, und: F. Wulf, C. Bamberg, A. Schulz (Hg.), „Nachfolge als Zeichen...“, Würzburg 1978; d. Verf.: Die meisten der in den Kommentarbeiträgen zum Ordensbeschluss der Würzburger Synode gemachten Anregungen sind auch heute noch hochaktuell.
- ¹⁷ vgl. Beschluss „Die Orden...“.
- ¹⁸ E. Friedmann OSB, Ordensleben gestern + heute – morgen, Münsterschwarzach 1995, S. 69.
- ¹⁹ vgl. E. Friedmann
- ²⁰ Das brüderliche und schwesterliche Leben in Gemeinschaft. 2. Februar 1994. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles 116.
- ²¹ E. Friedmann, S. 81; s. dazu auch: C. Bamberg OSB, Lernprozess Ordensgemeinschaft, Meitingen 1973.
- ²² E. Friedmann, S. 75.
- ²³ ebd., S. 61.
- ²⁴ U. v. Balthasar, Schwestern im Geist, Einsiedeln 1970.
- ²⁵ Hier aus: J. Ratzinger, Eucharistie und Mission, in: Forum Katholische Theologie, 14/1998, S. 81.
- ²⁶ ebd., S. 81/82.
- ²⁷ ebd., S. 97f.